

Hubertus Halbfas

LANDSCHAFT, DORF
UND STADT

Man sieht nur, was man weiß

Jan Thorbecke Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten
© 2018 Jan Thorbecke Verlag,
ein Unternehmen der Verlagsgruppe Patmos
in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.thorbecke.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller
Umschlagabbildung: Urs Graf, Stadt am Seeufer, 1514 in: Kunstmuseum Basel, Sammlung Online (<http://sammlungonline.kunstmuseumbasel.ch/eMuseumPlus?service=ExternalInterface&module=collection&objectId=16536&viewType=detailView>, Zugriff vom 18.05.2018)
Satz: Schwabenverlag AG, Ostfildern
Druck: CPI books GmbH, Leck
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-7995-1327-2

Inhalt

Vorwort	8
Landschaft	10
Der Wald	17
Die Berge	32
Die Wahrnehmung der Landschaft in der Malerei . . .	47
Die Wahrnehmung der Landschaft in der Literatur . . .	51
Die Landschaft verändert sich immer	58
Die geplünderte Landschaft	74
Das Dorf	94
Das neue Dorf	103
Bauen im Dorf	111
Zum Begriff „Region“	113
Bedingungen regionaler Architektur	115
Die Auflösung regionaler Architektur	117
Was bleibt als „regionale Architektur“?	119
Problemzonen regionaler Architektur	123
Die Stadt	136
Mythos und Raum	136
Römerstädte	139
Städte des Mittelalters	141
Bauordnung	144
Die Stadt als Gesamtkunstwerk	146
Das Erbe bewahren und weiterführen	148
Das Haus	153
Bevor es Häuser gab	155
Wohnen in der Kalahari	160
Wohnen in Eis und Schnee	163
Stadthäuser	170
Dächer	185
Über die Verletzlichkeit der Dachhaut	185
Die alten Dächer	186

Stroh, Ziegel, Schiefer, Blech	187
Umnutzungen und ihre Folgen	190
Die Farbe des Daches	193
Was ist das „landschaftstypische“ Dach?	194
Schieferdeckung	197
Über eine alte handwerkliche Kunst.	197
Dach ist nicht Dach	198
Das altdeutsch gedeckte Dach	200
Türen	207
Ianus, der Gott der Tür.	207
Die Tür – symbolisch verstanden	209
Die Kirchentür	211
Türen im Märchen	213
Fenster	217
Einblicke und Ausblicke	217
Drinne und Draußen, Diesseits und Jenseits. Religionsgeschichtliche Aspekte.	217
Zur Geschichte des Fensters.	219
Das Fenster als Metapher	221
Das Fenster in der Dichtung.	222
Regionale Fensterarchitektur	225
Kirchen nach dem „Ende des Kirchenchristentums“	230
Abgehende Kirchen	231
Sakral oder profan? Ist die Kirche ein „Gotteshaus“?	236
Funktionslose Kirchen der Innenstädte	241
Kirchen zu verkaufen?	244
Kirchen „nach dem Ende des Christentums“	246
Die Kirchen und ihre Nutzung.	250
Über Lärm und Stille	262
Die Kirche und der Baum	270
Zur Zerstörung eines Naturdenkmals	270
Denkmalschutz und Bewusstseinsbildung	273
Wenn die Nutzung fortfällt	273
Zur Geschichte des Denkmalbegriffs	275

Erst im 19. Jahrhundert erwachte der Sinn für Geschichte	277
Denkmalschutz und Bewusstseinsbildung	279
Der ländliche Bereich	281
Denkmalschutz, der sich auf Einzelobjekte beschränkt, ist zu schmal angesetzt	284
Plattdeutsch	286
Die Verkrämmerung von Stadt, Dorf und Straße	298
Wilhelm Münkers Vorarbeit	299
Steuern des Regelwerk	301
Ortseingänge und offenes Land	304
Die Lebenden und die Toten.	307
Vorgeschichtliche Bestattung	307
Steinzeit	308
Ägypten	309
Römische Antike	311
Mittelalterliche Friedhöfe	312
Die Auslagerung der Friedhöfe	315
Neue Entwicklungen	317
Die Grabmale	318
Der Friedhof von Marienthal	321
Die Inschriften	323
Der Friedhof als Garten oder Wald	324
Was ist Heimat?	327
Seit wann gibt es Heimat?	327
Das Wort Heimat ist nicht übersetzbar	327
Woher kommen die Wörter „Heim“ und „Heimat“?	328
Die schwere Hypothek des Wortes Heimat	329
Das missbrauchte Wort	330
Heimat und Fremde	332
Heimat ist Utopie	333
Heimat als Identitätsfindung: Der Schatz hinterm Ofen	334

Vorwort

„Wer nichts als Chemie versteht, versteht auch die nicht recht“, hat Georg Christoph Lichtenberg gesagt, was fragen lässt, ob dies auch für die Theologie gilt. Jedenfalls sollte Theologie nicht aus dem Elfenbeinturm betrieben werden. Entsprechend durchqueren auch die hier vorgelegten Beiträge über Landschaft, Dorf und Stadt ein Gelände, in dem die Disziplinen wechseln. Wer mich bis heute nur als Religionspädagogen und Theologen kennt, mag sich nun einen anderen Autor anschauen.

Ich bin seit fast sechzig Jahren mit der Reform des Religionsunterrichts befasst, zugleich mit einer Theologie, die große Umbrüche neu zu gestalten hat. Doch daneben ist es mir nie gleichgültig, ob ein Haus abgerissen oder renoviert wird, ob ein Baum stehen bleibt oder der Kettensäge zum Opfer fällt. Oft haben mich Bauauflagen und Gestaltungssatzungen beschäftigt. Der Heimatgemeinde bot ich einen „Rahmenplan zur Orts- und Landschaftspflege“ an und schrieb eine Fibel über „Bauen und Wohnen im Sauerland“. Nicht immer fand das Beifall.

Die meisten der hier versammelten Beiträge wurden zuerst für die Vierteljahrsschriften „Sauerland“ und „Südsauerland. Heimatstimmen aus dem Kreis Olpe“

geschrieben. Das Kapitel „Landschaft“ ist durch die Planung dieses Buches angeregt worden. Der bisweilen konkrete regionale Bezug verdankt sich gegebenen Anlässen, doch ist es nicht schwer, Allgemeingültigkeit damit zu verbinden.

Drolshagen, im Sommer 2018

Hubertus Halfas

Landschaft

Seit wann gibt es „Landschaft“?

Auch wenn es für heutige Ohren seltsam klingt, so gab es doch nicht immer „Landschaft“, insofern sie vor dem Ende des Mittelalters nicht ins Bewusstsein drang – jedenfalls nicht als eine *ästhetische* Wahrnehmung. Im Althochdeutschen begegnet das Wort Landschaft nur in der Bedeutung von *territorium*, „Landstrich“ oder *regio*, „Gegend“. In der frühen Neuzeit konnte mit „Landschaft“ die Gesamtheit der Landstände benannt werden. Eine politische Nuance dieses Verständnisses begegnet noch in der Bezeichnung *Landschaftsverband Rheinland* bzw. *Landschaftsverband Westfalen-Lippe* als Körperschaften provinzieller Selbstverwaltung in Nordrhein-Westfalen. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts bekommt *lantschaft* eine ästhetische Komponente, etwa im Sinne des Eindrucks, „den eine schöne Gegend auf das Auge macht“, wie es im Grimmschen Wörterbuch heißt.

Auf der Höhe des Mittelalters gab es noch kaum Sprache für landschaftliche Erfahrungen. Gewiss sind da die Jahreszeiten, der Frühling und die Blumen, die Heide und der Wald, aber eher beiläufig, ohne dass sich die Wahrnehmung landschaftlichen Gegebenhei-

ten selbst zuwendete. Wenngleich man hochgelegene, weitschauende Burgen bewohnte, lassen die Gesänge, die hier erklangen, nichts von einer geschauten Schönheit erkennen, gerade so, als hätte es keine imponierenden Fernsichten über Höhen und Täler gegeben. Auch hat keiner der Weitgereisten, die als Kreuzfahrer nach Hause zurückkehrten, sich als Kenner unterschiedlichster und beeindruckender Landschaften vorgestellt. Die erzählende Poesie nahm Trachten, Waffen und Farbenspiel mit großer Detailfreude wahr, bewunderte mit naiver Freude alles Glänzende und Bewegte, aber der Blick auf die Landschaft blieb stumpf.¹

Die alte Welt und das Mittelalter haben die Landschaft noch nicht ästhetisch erlebt. Ihre Raumerfahrung war mythisch bestimmt. Was immer sich vorfand, blieb einbezogen in eine Geographie, in der die Himmels- oder Weltrichtungen jeder Erscheinung ihren Ort und ihre Qualität zuwiesen. Am eindrücklichsten haben dies die indianischen Völker der amerikanischen Plains veranschaulicht:

Aus dem Osten kommt der neue Tag in die Welt. Der Osten ist die Richtung der Erneuerung, der Freude und der Fähigkeit, an das Unsichtbare zu glauben. Der Osten ist der Ort des Anfangs, die Richtung von Geburt und Wiedergeburt, auch die der Erleuchtung. – Im Süden erreicht die Sonne ihre

1 Vgl. die Schilderung des ästhetischen Empfindens bei Johan Huizinga, *Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden*, Stuttgart 11. Aufl. 1975 (1941), S. 391–400.

größte Höhe. Er ist der Ort des Sommers, der Fülle und der Jugend. – Der Westen ist der Ort des Sonnenuntergangs. Aus dem Westen ziehen auch Regen und Gewitter herauf. Wer sich dem Westen stellt, verzichtet auf Lärm und buntes Treiben. Er sucht die Verbindung mit dem Universum und mit seinem Schöpfer. Daraus entspringt die Gabe des Gebets ... – Der Norden ist der Ort des Winters, des weißen Schnees, der auch an das weiße Haar der alten Menschen erinnert. Die Gaben des Nordens sind die des Verstandes, der Erinnerung und des Urteils. Jeder kann sie erwerben, jedoch ist für jeden Menschen der Weg dorthin ein anderer. Der Norden kann auch als Richtung der Vollendung und Erfüllung verstanden werden. Hier ist der Ort aller Dinge, die ein Ende haben.²

Der westlichen archaischen Welt sind diese Konstanten des Raumes ebenfalls vertraut. Die romanischen wie gotischen Kirchen wurden allesamt in die vier Weltrichtungen eingebunden. Man kann keine dieser alten Kirchen verstehen, ohne ihren mythischen Hintergrund von Osten, Süden, Westen und Norden einzubeziehen. Alle sind sie nach Osten zur aufgehenden Sonne ausgerichtet, alle rücken sie den wehrhaften Turm westwärts vor die Kirche, um den aus dieser Richtung kommenden Gefahren zu wehren. Die Südseite findet stets den reichsten und festlichsten Schmuck. Es ist die Seite des Lebens, der hochstehenden Sonne, der Hochzeiten, der Brautportale. Auf der Nordseite befand sich der Fried-

2 Vgl. Der Heilige Baum. Ein indianisches Weisheitsbuch, Olten 1990, S. 53; 60; 66; 76.

hof; es ist die Nachtseite, dem Erzengel Michael als dem Begleiter durch die Todeszone unterstellt.

Auch die vier Elemente wie Luft und Feuer, Wasser und Erde, die Farben, die Gattungen und Arten der Lebewesen sind in diese mythische Geographie einbezogen. Konzentrierend könnte man sagen, dass es eine innere symbolische Verkettung zwischen den Kennzeichnungen des Raumes und den Erfahrungen des Lichtes gibt. Licht und Finsternis, Tag und Nacht wurden nicht nur physikalisch beurteilt, sondern auch als transzendent erlebt. Diese Welt hat noch ihre Dämonen. Darum sind die Orte einer Landschaft auch nicht gleichwertig. Sie unterscheiden sich nach unterschiedlichen Merkmalen. Es gibt geomantische Orte, mit denen sich bestimmte Kräfte verbinden, die man aufsucht oder die man meidet. Die Fülle der überlieferten Sagen verdeutlicht, mit welchen Empfindungen Bäume und Wälder, Wegkreuzungen und Flüsse, Höhlen und Gruben erlebt wurden.

Diese mythisch bestimmte Welterfahrung endete mit der Heraufkunft der Renaissance. Sie geht einher mit der Entwicklung des Individuums, im Detail ablesbar an der entstehenden Porträtmalerei oder der Biographik. Die Anfänge dazu sind in Italien zu beobachten. Man sagt, es sei Petrarca (1304–1374) gewesen, der wegen des Landschaftsgenusses als erster einen Berg bestiegen habe. Unweit von Avignon strebte er auf den Gipfel des Mont Ventoux, ein Unternehmen, für das er

sich vor sich selbst noch glaubte entschuldigen zu müssen, denn Bergsteigen um des räumlichen Genusses willen galt als etwas Unerhörtes, woran sich niemand freiwillig beteiligen mochte. Ihn begleitete nur sein jüngerer Bruder, und vom letzten Rastort nahm er zwei Landleute mit. Am Gebirge beschwor sie ein alter Hirt, umzukehren, doch arbeitete sich die kleine Gruppe unter großen Mühen weiter hoch, bis die Wolken unter ihnen lagen und sie den Gipfel erreichten. Petrarca lieferte allerdings von hier keine Beschreibung des Ausblicks, nicht etwa, weil er gegen die sich darbietende Landschaft unempfindlich gewesen wäre, sondern weil ihr Eindruck ihn zugleich zu einer Rückwendung zu sich selbst führte.

Hundert Jahre später war es Enea Silvio Piccolomini (1405–1464), der die Schönheit der italienischen Landschaft nicht nur genossen, sondern auch beschrieben hat. Als Enea Silvio als Pius II. Papst geworden war, ließ er sich – inzwischen von der Gicht geplagt – mit dem Tragsessel über Berg und Tal bringen, um sich an Natur und Landschaft zu erfreuen. Die Bewusstheit, mit der er die umbrische Landschaft um Todi, den Bolsener See und zumal die heimatliche Toscana südlich von Siena erlebte, begegnet bei ihm als ein moderner ästhetischer Genuss, für den es in dieser Begeisterung noch keine früheren Vorbilder gibt.

So entwickelte sich zunächst im Italienischen, dann auch im Französischen seit dem 14. Jahrhundert ein

Sprachgebrauch, der das Wort Landschaft allmählich mit einer ästhetischen Komponente besetzte. Der Vorgang weitete sich aus zum europäischen Phänomen, das sich zuerst über die Malerei im allgemeinen Sprachgebrauch durchsetzte. Als 1521 Albrecht Dürer nach Antwerpen kam, nannte er in seinem Tagebuch den Malerkollegen Joachim Patinir „ein gut Landschaftsmaler“, ein Ausdruck, der bis dahin in der deutschen Sprache nicht vorkommt. Auch im Niederländischen diente das Wort *landschap* zuerst in Malerbiographien als Vokabel für den „schönen“ Naturraum. Vermutlich kam von hierher das Wort nach England und findet sich dort seit Anfang des 17. Jahrhunderts in den Varianten *landscape* und *landscip*. Das *Oxford Dictionary* bemerkt: „The word was introduced as a technical term of painters“. Als selbstständiges Bildthema begegnet die Landschaft aber erst als eine der jüngsten Gattungen gegenständlicher Malerei.

Man könnte einwenden, dass doch schon die antike Literatur landschaftliches Behagen schildert, etwa in der Beschreibung eines *locus amoenus*, eines „lieblichen Ortes“, wie etwa bei Longos in „Daphnis und Cloe“. Aber hier bleibt alles auf Nähe beschränkt. Die geistesgeschichtlichen Veränderungen, die der Entdeckung der Landschaft vorausgehen, stehen im Bewusstsein der Menschen noch aus. Der Prozess, der zur ästhetischen Wahrnehmung der Landschaft führte, hat verzweigte Wurzeln. Erst wo sie sich im Herbst des Mittelalters

treffen, entwickelt sich die neue Wahrnehmung. Darum stand am Anfang auch nicht das Wort und natürlich nicht die literarische Landschaftsschilderung, sondern die *gesehene* Welt. Die Malerei ging der Dichtung voraus. „Die Landschaft ist in der Geschichte des Gebens und Nehmens zwischen Dichtung und Malerei auf der Seite der Malerei zu buchen.“³ Es wird sogar behauptet, „dass der Dichter, auch wo er durch die Landschaftsmalerei das Landschaftssehen lernte“, noch bis weit ins 18. Jahrhundert hinein im Banne der gesehenen und malerisch beschriebenen Bilder geblieben sei: „Die dichterische Landschaft wird erst spät aus dem missverstandenen Wettstreit mit der Malerei ... zum großartigen Seelensymbol erhoben wie bei Heine, Goethe, Jean Paul, Hölderlin, Eichendorff und Stifter.“⁴ Hier wird Landschaftsdarstellung zur „Stimmungskunst“.

Es bedurfte eines langen seelischen Entwicklungsprozesses, bis der Mensch ein reflektiertes Verhältnis zur Landschaft gewann. Auf's Ganze hin geschah dies um die Wende zum 18. Jahrhundert und fand einen Höhepunkt in Malerei und Literatur der Romantik, etwa in den religiös verstandenen Landschaften Caspar David Friedrichs, in Theodor Fontanes „Wanderungen

3 Rainer Gruenter, Landschaft. Bemerkungen zur Wort und Bedeutungsgeschichte, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift NF III (1953), S. 110–120; neu abgedruckt in: Alexander Ritter, Landschaft und Raum in der Erzählkunst. Darmstadt 1975, S. 192–207, hier: 204.

4 Ebd., S. 207.

durch die Mark Brandenburg“ oder den „Bildern aus Westfalen“ der Annette von Droste-Hülshoff. Zu dieser Zeit, in der sich die Wandlungen des Lebens bereits beschleunigten und die erste Ahnung aufstieg, dass nicht alles, was sich bisher als selbstverständlich zeigte, auch Dauer haben würde, wurden Berg und Tal, Wald, Feld und Heide als Gegenstand eines ganz persönlichen Stimmungs- und Seherlebnisses entdeckt. Wenig später bildeten sich die ersten Wandervereine, die breiteren Schichten jenes Verhältnis zu Natur und Landschaft vermitteln wollten, das sich im beruflichen und städtischen Leben bereits nicht mehr erschloss.

Der Wald⁵

Publius Cornelius Tacitus (um 58 – um 120) beschrieb das von den Römern nicht beherrschte Germanien als ein Land, das schreckliche Wälder oder abscheuliche Sümpfe bedecken. Sein eigenes mediterranes Land war bereits seit Jahrhunderten Kulturlandschaft, der Wald weithin gerodet für Städte und Felder, Wein und Obst, im großen Maßstab auch für Brennholz und den Schiffsbau. Dieser Zivilisation gegenüber hielt Tacitus

5 In den folgenden Abschnitten über „Wald“ und „Berg“ übernehme ich Anregungen und Zitate aus dem Werk von Simon Schama, *Der Traum von der Wildnis*, München 1996.

die Germanen für nicht geneigt, ihr Land zu bewirtschaften. Sie würden ihren Lebensunterhalt lieber durch Jagen und Sammeln oder durch Kriegsbeute bestreiten. Trotzdem beeindruckte den gebildeten Römer das freie Germanien, das von menschlicher Einflussnahme noch weitgehend verschont war. Hier gab es riesige, zusammenhängende Waldgebiete, während Städte und Dörfer eine Seltenheit waren.

Tacitus' Schrift *Germania* datiert wahrscheinlich aus dem Jahr 98. Das römische Reich befand sich in Ausdehnung und kultureller Blüte auf seinem Höhepunkt. Nach der verlorenen Varusschlacht im Jahre 9 n. Chr. waren die römischen Offensiven eingestellt und die beiden Rheinprovinzen (*Germania inferior*, *Germania superior*) eingerichtet worden. Eine Reihe germanischer Stämme hatte sich mit den Römern arrangiert, andere standen ihnen weiterhin feindlich gegenüber. Zu dieser Zeit erstreckte sich der Hercynische Wald, eine antike Sammelbezeichnung, in mehreren Gürteln über die nördlich der Donau und östlich des Rheins gelegenen Mittelgebirge. Eine erste Beschreibung des Waldes findet sich in Caesars Schrift *De Bello Gallico*:

Die Ausdehnung des hercynischen Waldes entspricht einem zügigen Fußmarsch ohne Gepäck von neun Tagen; anders kann sie nicht bestimmt werden, da die Einheimischen kein Wegemaß kennen. In diesem Teil Germaniens gibt es niemanden, der von sich behaupten könnte, er sei bis zum östlichen oder nordöstlichen Rand des Waldes vorgestoßen, auch

wenn er sechzig Tage marschiert wäre, noch weiß jemand, wo der Wald anfängt.⁶

Der Text ist wohl eine Interpolation, die aber bereits aus antiker Zeit stammt. Doch war den Römern diese Beschreibung auf die Dauer zu pauschal, so dass sie den Hercynischen Wald regional gliederten, beispielsweise als *saltus teutoburgiensis* (Teutoburger Wald), *Mons Taunus* oder *Silva Gabreta* (Böhmerwald). Tacitus' Freund Plinius minor (61/62–um 113) hält den Hercynischen Wald für unvorstellbar alt, gewissermaßen vorhistorisch, und meint, die „ungeheure Größe der Eichen“ dort sei seit Jahrhunderten unberührt und „zugleich mit der Welt entstanden“. Das spiegelt die gemischten Gefühle, die Römer dem Wald gegenüber hegten. Einerseits war es ein Bereich, der „außerhalb“ (*foris*) von Staat und Recht lag, andererseits führten auch die eigenen Gründungsmythen in den Wald zurück. Das klassische Griechenland hatte Haine verehrt, die Artemis und Apollo heilig waren, und Arkadien stellte man sich in Hellas wie in Rom als das Reich des Pan vor, wo in einer bukolischen Natur zufriedene und glückliche Hirten lebten. Doch bereits im Gilgamesch-Epos, dem ersten Großepos der Welt, reisen Gilgamesch und Enkidu in den Zedernwald, wo Gilgamesch sein Herrschaftsrecht beansprucht und den

6 Gaius Julius Caesar, *De Bello Gallico* 6, 25–28.

Hüter des Waldes Humbaba erschlägt, um aus den Bäumen schöne Gebäude und Städte zu errichten.⁷

Während jedoch griechische Autoren ein bewaldetes idyllisches Arkadien beschreiben, waren die Germanen des Tacitus barbarischer, nah der rohen Natur. „Bruchsteine oder Ziegel sind bei ihnen nicht in Gebrauch; zu allem verwenden sie unbehauenes Bauholz mit seinem unschönen, reizlosen Aussehen.“ Letzthin bündelt Tacitus sein Urteil über die Germanen darin, „dass die Völkerschaften der Germanen keine Städte bewohnen ... Sie wohnen für sich und zerstreut, wie eine Quelle, ein Feld, ein Gehölz ihnen gerade passt ... Jeder umgibt sein Haus mit einem Hofraum“, doch diese Beliebigkeit bewahrte sie zugleich vor einer übergeordneten kollektiven Autorität.⁸

Doch da die Germanen in „schrecklichen Wäldern oder abscheulichen Sümpfen“ lebten, war es ihnen auch gelungen, weniger aus rationaler Planung als aus natürlicher Intuition, eine Ordnung von Anstand und Sitte zu bewahren, die eine Naturreligion schützte. In deren Denken war es entwürdigend, Götter mit menschlichen Gesichtern darzustellen oder Gottesdienste in Mauern einzuschließen, wobei die von Tacitus geschilderten

7 Das Gilgamesch-Epos. Neu übersetzt und kommentiert von Stefan M. Maul, München 2005. In Auszügen vorliegend in: Hubertus Halbfas, Das Welthaus. Texte der Menschheit, Ostfildern 2017, S. 21–29.

8 Publius Cornelius Tacitus, *Germania*, 16.

blutigen Opferriten diesem selbst inneren Abscheu wecken. Andererseits sieht er, dass das einfache Leben in den Wäldern den Germanen korrumpierenden Luxus ersparten. Sie tragen einfachste Kleidung, und wenn auch ihre Frauen Arme oder Oberkörper entblößt zeigen, „herrscht dort eine strenge Eheauffassung ... sie sind beinahe die einzigen unter den Fremdvölkern, die sich mit nur einer Gattin begnügen“ und darum „in umhegter Sittsamkeit“ leben – im Gegensatz zu den *mores* des gleichzeitigen Rom. Tacitus rückt die germanische Nähe zur natürlichen Lebenswelt in einen bewussten Kontrast zu den römischen Verhältnissen, ähnlich wie dies auch Seneca Anlass gab, die römische Dekadenz zu beklagen:

Mustere alle Völker, bei denen Roms Friede aufhört, die Germanen meine ich und was am Unterlauf der Donau an Nomadenvölkern begegnet: ständiger Winter, trüber Himmel lastet auf ihnen, widerwillig ernährt sie unfruchtbarer Boden, gegen Regen schützen sie sich mit Strohband Laub ... zur Nahrung fangen sie Wild. Unglücklich kommen sie dir vor? Nichts ist unglücklich, was die Gewohnheit zur Natur gemacht hat; mit der Zeit nämlich wird ihnen ein Vergnügen, was sie unter Zwang begonnen haben ... das, was dir als Elend erscheint, ist so vieler Völker Leben.⁹

Zu dieser Zeit werden die unwegsamen Mittelgebirgszüge von der Einflussnahme der germanischen Stämme

9 Seneca, *De providentia*. (Dialoge, Buch 1), zit. n. Simon Schama, a.a.O., S. 103.

noch weitgehend verschont geblieben sein. Auch in den Ebenen gab es noch große, zusammenhängende Waldgebiete. Die zunächst gesuchten Siedlungsräume waren Wälder auf reichen Böden. Die ersten Eingriffe in diese Landschaften erfolgte durch den Siedlungsbau, gefolgt von der Rodung für Ackerbau und Weideland. Der Holzschlag für Feuerung rings um die Siedlungsbereiche führte zu weiterer Ausdünnung der natürlichen Bestände. In der Nähe von Erzabbaugebieten wurden vermutlich in großem Umfang Buchenbestände gefällt, da Feuer aus Buchenholzkohle zur Bearbeitung des Metalls notwendig war.

Im Unterschied zum freien Germanien wurde der Wald im römisch besetzten Germanien intensiver ausgebeutet. Schon der Städtebau, etwa in Mainz, Trier, Köln, Xanten, verbrauchte große Holzmengen, nicht minder der Hausbrand und der Betrieb der Bäder mit ihren Bodenheizungen und Warmwasserbecken. Als dann nach der Niederlage des Varus die Römer mit dem Limes eine Defensivgrenze anlegten, wurden ebenfalls große Mengen Holz verbaut, denn diese über 500 km lange vom Rhein bis zur Donau verlaufende Palisadengrenze schlug eine breite Schneise in die Wälder. Erst in der Völkerwanderungszeit konnte sich auf den Kulturfleichen der Römer der Wald bei abnehmender Siedlungsdichte wieder ausdehnen.

Von der *Germania* des Tacitus ist nach dem Zerfall des Römischen Reiches und den Wirren der Völkerwan-

derung jede Kenntnis verloren gegangen. Der Begriff *Germanen* als Selbstbezeichnung für „die Deutschen“ spielte im mittelalterlichen Deutschland kaum eine Rolle, eher versuchte man sich historisch in die Nähe der Römer zu stellen. Erst als Papst Nikolaus V. den hartnäckigen Ausgräber antiker Texte, Enoch von Ascoli, nach Deutschland schickte, um so viele griechische und lateinische Texte wie möglich aufzuspüren, konnte er das einzige noch existierende Exemplar der *Germania* in der Abtei Hersfeld finden und etwa 1455 nach Italien bringen. Als Erster hat sich Enea Silvio Piccolomini damit befasst. Er las den Text als Römer. Die Schrift zeige lediglich, wie weit es die Germanen seit ihren unzivilisierten Anfängen gebracht hätten. Doch dann wurden die deutschen Humanisten auf Tacitus aufmerksam. Um Begeisterung für einen Kreuzzug gegen die Türken zu entfachen, benutzten sie die *Germania* auf dem Regensburger Reichstag 1471, die kriegerischen Eigenschaften der Germanen hervorzuheben. Sie schwärmten für die angebliche „germanische Reinheit“ und die Ursprünglichkeit ihrer Vorfahren und förderten damit eine anachronistische Identitätsstiftung. Es war insbesondere der Humanist Conrad Celtis (1459–1508), der von sich sagte, er sei „mitten im Hercynischen Wald“ geboren, der die Vergangenheit der Germanen dem italienischen Auslegungsmonopol entwand, um sich gegen die zeitgenössische italienische Kultur und die Dekadenz des städtischen Rom zu wenden: